Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

Band: 7 (1917)

Heft: 26

Artikel: Die Schweizerische Kunstausstellung in Zürich 1917 [Fortsetzung]

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-638204

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 23.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schönheit entsprechend ichmuden zu tonnen. Endlich ftanden sie vor Bianchis Haus.

"Ich muß eine Besorgung machen", sagte Lis. "Ich fomme dir bald nach. Warte bei Bianchi!" Sie lief die Straße hinunter bis zu einem ihr bekannten Geschäft und telephonierte dort an Marn. Sie verabredeten, wo und wann sie sich treffen wollten, und Marn gab das Telephon sofort an Sellebede weiter.

Martin war durch den vornehmen Eingang in Bianchis Saus zur hintern Ture hinaus durch den Garten gegangen. Der Herr sei zu Hause, hatte der Diener bestätigt.

Der Meister lag auf dem Sofa, von dem nun die Feten berunter hingen. Als er sich erhob, blieb er mit dem Knopf des Aermels an einem der Löcher hängen. An dem Knopf bing ein langes, schmales Streifchen. Bianchi nahm eine Scheere und schnitt ben Fegen heraus. Dann schüttelte er seine Saare und suchte mit den Augen nach einer Zigarette. Alle Fältchen seines geistreichen Gesichtes glätteten sich, als er Martin erblicte.

"Engel aus dem Simmelreich, bist du wirklich gekom= men?" fragte er. "Da ich sowieso um deines Widerstandes willen an deinem Berstand zweifle, zweifelte ich natürlich auch daran, daß du meinen Vorschlag annehmen würdest. Also, du bist da. Und was macht das kleine Frauchen?"

"Sie ist in der Stadt und wird mich hier abholen." Der Meister machte ein Gesicht, als tränke er köstlichen Wein.

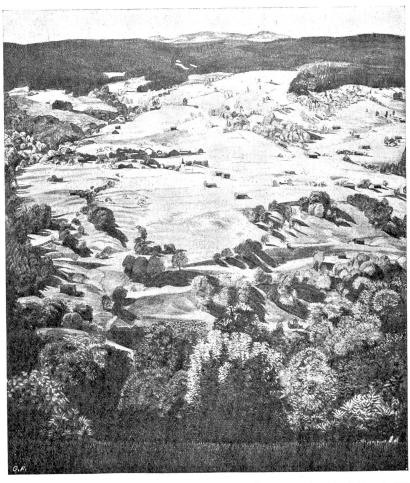
"Also: Die beiden Schüler freuen sich auf die Ehre, bei dem ersten Sänger der Gegenwart Stunden zu nehmen. Die "Sie" kennst du, die Weiße, Schmale, die bei meiner Sorella dir die Sand gegeben. Schwärmt für dich." Der Meister verdrehte die Augen. "Man wird dich verehren! Mach dich darauf gefaßt, Mensch, es wird gestidte Pantoffeln regnen. Oder, wenn die aus der Mode sein sollten, Rückenkissen, Schlummerkissen, Tischteppiche und anderes scheußliches Zeug. Es steht darauf: Schlummere sanft. Dente mein. Bergiß mein nicht. Ua! Efelhaftes Geziefer, dies zudringliche Weibervolf. Halte sie dir vom Leib. Sind selten schön. Flache Rreaturen mit mässerigen Augen. Oder weichliche Quallen mit gelbgefärbten Saaren und Augen, so!" Er ahmte den schmachtenden Blid eines Bergismein= nichts nach, schüttelte sich, als ob er aus dem Bade stiege und tropfnaß sei, und legte den Finger an die Stirne. "Wenn du kein Esel bist, hältst du dir das Frauenvolk vom Leibe." (Fortsetzung folgt.)

Die Schweizerische Kunstausstellung in 3űrich 1917.

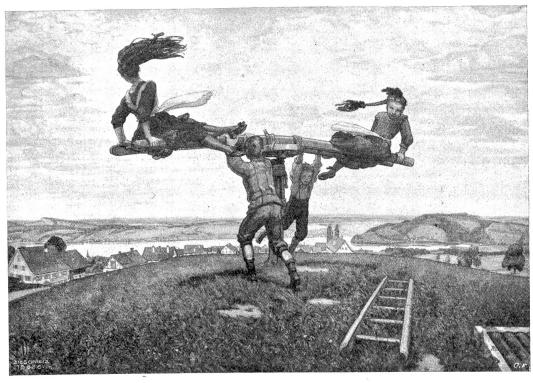
(Fortsetung.)

Im großen Mittelraum fällt zunächst das große, unvollendete Gemälde Hoblers "Schlacht bei Murten" auf. Es zeigt in wagrechter Zweiteilung oben den Kampf der flüchtenden Reiterei als Nebenstück, unten als Hauptstück

den Rampf der Infanterie. Landsknechte, deren Wucht und Größe man ichon vom Marignanobild her kennt, stoßen mit fast wagrecht gehaltenen Langen zu; einer fällt mit wild aufbäumendem Körper leblos hin. Wie beim Jenabild wird die Weite des Schlachtfeldes, zugleich aber auch das epische Geschehen angedeutet durch die Zweiteilung des Bildes; die Reiter oben werfen ihre Bengite mit erdrudender Rraft gur Berfolgung an. In der Durchführung, in der Farbe, in der linearen Anordnung zeigt das Bild Hodlers Art völlig unverfälscht; ein neues Problem ist vielleicht durch die Ueber= schneidung der senkrechten Linien durch die wagrechten der Speere hineingetragen worden. Trot alledem kann aber das Bild nicht recht erwärmen. Zum Teil mag das daran liegen, daß man zu nahe steht. Es müßte in die Ferne wirken, um seine wahre Sprache fprechen zu können. Gegenüber dem Jenabild und dem Marignanobild ist der Eindrud aber durchaus unbedeutender. Der Grund ist zweifellos nicht nur in fünstlerischtechnischen Problemen zu suchen. Hodler ist vor allem Tragifer. Ihn reist die Nieder-lage, das Scheitern, der schwere Kampf, viel mehr als der überwältigende Sieg. Marignano: da verblutet ein ungebrochenes Volk; es liegt tragische Größe in dem Zerschellen einer Kraft, die über sich selbst hinausgewollt hatte. Jena: das Aufbäumen eines Bolkes gegen verhaßten Zwang; ungewiß der Ausgang; eine ganze Welt von Trauer und Größe liegt noch in der Gedankenwelt, die das Bild erschließt. Murten: die Tragik liegt hier nicht auf Seite der Eidgenossen, die nur hammer waren in der Hand des Schicksals; die liegt auf Seite des fühnen Karl, dessen Willen mehr wollte



† Christian Conradin : Candschaft im Prättigau (Tempera). Schweiz. Kunftausftellung in Zurich.



Karl Itschner: Die Trulle. Schweiz. Kunftausstellung in Zurich.

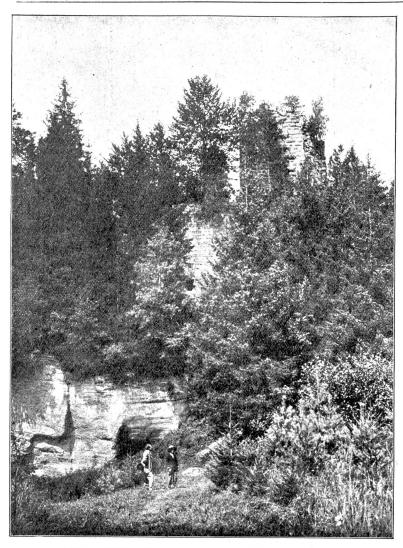
Phot. Ph. und G. Linck.

als seine Kraft leisten konnte. Rein menschlich ist der furchts bare Moment beim Murtenbild längst überschritten; es ist kein Kampf mehr trot aller wuchtigen Schritte und geschwungenen Arme; es ist ein Riedermetzeln eines schon Wehrlosen. Das Bild will patriotisch begriffen sein; menschslich versagt es.

Auf der andern Seite werden die Blide angezogen von Alexandre Blanchet's "Weinernte", einem Bilde, in dem die strenge Einfachheit der Formen und Farben besticht. Winzer und Winzerinnen arbeiten in einem Weinfelde, ihre Gestalten, vorn kräftig, groß und schwer, hinten undeutlicher werdend, bilden auf dem blaugrünen Grunde der Reben sarbige Fleden, die in gutem Einklang zueinander stehen. An diesem Bilde haben zunächst rein künstlerische Probleme interessiert. Trotzem ist ein Vild der Arbeit daraus geworden, desse Werte über das Reinkünstlerische hinausreichen in das Ethische. Es liegt wie ein stiller Segensspruch über dem Vilde.

Es lohnt die Mühe, von diesem Bilde ein wenig nebenaus zu gehen in einen kleinern Raum rechts, zum Bilde von Eugène Burnand: "Die Arbeit im Jorat." Die Leser der "Berner Woche" fennen das Bild schon und wissen, welch Schidsal der erste Entwurf erlitten hat. Seute steht es neu da. Aber welch eine andere Welt! Es ist gut, daß dieses Bild abseits gehängt wurde. Sodlers brutale Rraft hätte es leicht durch seine Nachbarschaft totgedrückt; noch so kann man der Urteile genug hören, die über die Einfalt und was weiters des Bildes spotten. Wir bekennen uns durchaus zu ihm. Burnand, deffen Bilder mehr sagen sollen als eine zünftige Runstfritit heute gestatten will, Burnand, der ein gut Stud Laienprediger ist aus der Einfalt seines Bergens heraus, er hat eine fast religiöse Ehrfurcht vor der Natur. Er sucht sie mit einer Treue wiederzugeben, die der Aesthet als photographisch verspottet; er geht nicht mit wissenschaft= licher Genauigkeit jedem Ding nach, aber er will es so zeigen, wie es die liebe Sonne ihm selbst zeigt. Dieser Auffassung steht eine in den Mitteln unbedingt herrschende Runft zur Berfügung. Pferde, Ader, Pflüger sind mit un= glaublicher Treffsicherheit wiedergegeben. Man hat von Max Buri behauptet, daß seine Bauern Illustrationen zu Gotthelf sein könnten. Wer das sagt, der sieht in Gottsbelf nur die eine Seite, die robuste Zugriffigkeit der Bauern, übersieht aber die stille, feine, in sich abgeschlossen Welt, die den größten und eindrucksvollsten Kapiteln aus Gottsbelf ihre Weihe gibt. Dem Geiste Gotthelfs scheint mir Burnand viel näher zu stehen; das Vild an der Zürcher Ausstellung scheint so, als wäre der gleiche Gedanke durch dasselbe Gehirn gegangen und hätte aber durch verschiedene Künste seinen Ausdruck gefunden, bei Gotthelf im Ueli, in Käthi die Großmutter, bei Burnand in "Die Arbeit im Insat"

Die Mittelhalle birgt daneben doch eine Reihe Bilder, mit denen sich auseinanderzuseten eine Lust ift. Von Martha Stettler hängt hier das Bild: Aus dem Stadtgarten. Die farbige Strudligkeit eines Gartens in Paris mit all ben bunten Kinderkleidern, den Blumen, den Bäumen, dem Suschenden darin ist hier festgebannt und zu großer Ruhe gezwungen. Sier und im verwandten Bilde: Die Rinderfrauen, bewundert man die Sonnigkeit dieser Farben und den fast männlichen Sinn für Einfachheit und rhnthmische Wirtung. Bon Eduard Bog hängt "Der Gartner" Es dürfte interessant sein, dem nachzugehen, was überhaupt an Motiven aus der Arbeitswelt herausgeholt wurde. Neben den schon erwähnten von Blanchet, Burnand, neben Bel fallen da auf die Bilder von Adolf Thomann: Tragstier im Schnee und Gang zum Markt. In der fünstlerischen Durchführung weit weniger auf leuchtende Farbigkeit als auf Schlichtheit, fast Nüchternheit eingestellt, wirken diese Bilder durch die gut bekannte Durchzeichnung, mehr aber noch durch die herbe Liebe, die aus ihnen spricht. Bei G. Giacomettis Frauen am Brunnen interessieren zwar wieder zunächst die Farben, jenes leuchtende Rot der Frauenkleider, welches das Farbenspiel im Brunnenwasser halbkreisförmig umgibt; das Bild vermag aber trot dem starten Aufwand an lauten Farben den Eindruck der Leere, der ungewollten Plakatwirkung nicht zu verwischen. Man trifft ja allerdings weniger farbige Experimente, als man es gewohnt ist. Sieht man von den mehr dreisten als freien Bildern Maurice



Ruine Grasburg: Die vordere Burg. Ansicht vom Burgweg aus. (Aufnahme von Brof. Türler, Bundesarchivar.)

Barrauds ab — und man darf das, wenn man nicht mit einer Mode geigen will —, dann bleiben recht wenige, die irgendwie anziehen. Da ist vielleicht zunächst August Giacometti, der in einer Phantasie über eine Kartoffelblüte frischweg nur Farben hinsekt, die in wundervollem Zu= sammenklang miteinanderwirken, alles nur ein Rausch, nur eine flammende Begeisterung, nichts Körperliches mehr, alle Linien aufgehoben, ein absolutes Bekenntnis zur Farbe, aber wie alle solche ins Aeußerste getriebenen Prinzipien zugleich eine Widerlegung. Ganz auf Farbe gewollt ist Cardinaux' Frauenraub, dessen sichere Gestaltung man schon vor zwei Jahren an der Weihnachts-Ausstellung in Bern beswundern konnte, das aber wie damals trot der feinen Berwendung der Töne auf den Frauenkörpern allzuklug wirkt, um den Eindruck der Kälte verjagen zu können. Da ist ferner Prochaskas Bild: Die Allee, auch wohlbekannt von einer Weihnachtsausstellung her; es hängt etwas ver= stedt, ist aber unzweifelhaft eines der bedeutenosten Bilder der Ausstellung. Burkhardt Mangold bietet dies Jahr nichts Neues; seine Bilder weisen immer dieselben findlich-frohen Farben des Regenbogens auf.

Seltsame, fast träumerische Farbenwirkungen klingen im Bild von Paul Basilius Barth: Fremdenlegionäre. In der Tropennacht siken die roten Legionäre am Strand, ihre mattroten Kleider stehen allein gegen das totblaue Meer und die verschwiegen grünen Palmen.

(Shluß folgt.)

Die Grasburg in Sage und Geschichte.

IV.

Einmal lebte auf der Grasdurg ein Bogt, dem war sein Jagdroß so lieb, daß er ihm den Namen Welf gab. Damals waren die Welfen ein mächtiges Fürstengeschlecht in Deutschland und ihr Name schien ihm kaum gut genug für sein Pferd. Als er einmal mit ihm auf der Jagd war und einen prächtigen Edelhirsch verfolgte, führte ihn dieser in wilder Flucht gegen die Torenöle. Dort, wo oberhalb des Hauft gegen die Torenöle. Dort, wo oberhalb des Hauft gegen der Sandsels jäh ins Tälchen abfällt, dog der Kirsch um und setzte seine Flucht gegen das Brünnbäch fort. Der Bogt verfolgte aber die Fährte so rasend, daß er sein Pferd dort weder aufhalten, noch wenden konnte. Da rief er noch, als er mit ihm in die Tiefe stürzte: Stell di, Welf! Aber Roß und Reiter blieben zerschmettert unten liegen.

V

Einmal hatte ein Landvogt auf der Grasburg einen Hirten, der nahm zum Hüten gerne seine Armbrust mit und erlegte manches schöne Wild, denn er war ein guter Schütze. Da bemerkte er, daß die beste und schönste seiner Rühe am Abend fast keine Milch mehr gab, am Morgen aber noch so viel wie vorher. Es mußte sie also tags= über jemand melken. Zuerst glaubte er, es könnte einer der Rohlenbrenner sein, der in der Rähe der Weide Rohlen brannte; als der aber fortzog, gab die Ruh gleichwohl nicht mehr Milch. Da fölgte ihr der Hirt eines Tages auf jedem ihrer Gänge nach und ließ sie nicht aus den Augen. Als die Sonne sich zum Sinken anschickte, ein fühler Wind zu wehen begann und dunkle Schatten das Sensental füllten, wurde es dem Hirten schier unheimlich, als er bemerkte, wie die Ruh einer Fluh zuschritt und sich dabei umsah, als ob sie jemand erwartete. Er verbarg sich hinter einem herabgestürzten Felsblod. Da sah er, wie sich eine gewaltige Schlange von der Fluh herabringelte

und sich an das strotende Euter hängte. Die Ruh ließ es ruhig geschehen. Mit Schrecken und Grausen sah's zuerst der Knecht, aber im Strahl der sinkenden Sonne erblickte er auf dem Ropf der saugenden Schlange etwas Glänzendes. Da froch er vorsichtig hinter einen näherliegenden Stein und gewahrte, daß es ein goldenes Krönchen war, beset mit funkelnden Edelsteinen. Darob erfaßte ihn die Sabsucht. Schon sah er sich nach einem Stein um, aber wenn er die Entfernung betrachtete, so sagte er sich, daß er kaum treffen wurde, und nun ließ auch die Schlange das Euter fahren, ringelte sich wieder dem Felsen zu und verschwand. Schon wollte sich der Hirte erheben, als die Schlange nochmals zurückehrte. Diesmal trug sie im weitaufgesperrten Rachen einige Rräuter und legte sie vor die Ruh hin, die sie sogleich gierig zu fressen begann. Jest begriff der Hirt, warum sie immer so gut bei Leibe war, trotdem sie am meisten Milch gab. Die Zauberfräuter der Schlange bewirften das. Ehe aber der Hirte die Kräutlein erkennen konnte, hatte sie die Ruh gefressen und auch die Schlange mit dem goldenen Rrönden verschwand.

Am folgenden Abend nahm der habsüchtige Sirte seine Armbrust und schlich wieder der Ruh nach. Er wollte die Schlangenkönigin erschießen, wenn sie der Ruh die Kräuter brachte und dann hatte er die Krone und konnte auch die Kräuter kennen lernen. Aber als er gerade abdrücken wollte, stürzte ein großer Felsblock von der Fluh herab und gerschmetterte ihn. Die Ruh aber fraß nichts mehr, magerte